

# Die Reportage

## Gebrauchsgattung zwischen Literatur und Journalismus

*Stephanie Marx*

### Eine Gattung gerät in Verruf

Es ist noch nicht sehr lange her, da geisterten die Begriffe Fake-News und Wahrheitskrise durch die bürgerliche Presse wie Heimsuchungen. Die sogenannten Qualitätsmedien waren plötzlich mit dem Vorwurf der Lüge konfrontiert, während gleichzeitig eine zunehmende Zahl von Menschen kruden Verschwörungstheorien und hetzerischen Lügen Glauben schenkte. Das vormals selbstgerechte Bewusstsein neutraler Berichterstattung zerrann und fast schon schuldbewusst wurden die Anschuldigungen mit Beteuerungen und lauten Forderungen nach mehr nackten Tatsachen beantwortet. Und dann die Katastrophe: Ende Dezember 2018 machte das Magazin *Der Spiegel* öffentlich, dass einer seiner vielfach preisgekrönten Autoren, Claas Relotius, den Großteil seiner Beiträge, meist Reportagen, erfunden hat oder das Dargestellte zumindest grob verfälscht ist. Die deutsche Medienlandschaft war in Aufruhr. Einen unglaublichen Schaden habe Relotius – gerade in ‚Zeiten wie diesen‘ – der Glaubwürdigkeit des Journalismus zugefügt; noch ein Jahr nach Bekanntwerden des Falles wurde dieser als Zäsur bezeichnet (vgl. Bouhs 2019). *Der Spiegel* seinerseits versprach umfassende Aufklärung und Maßnahmen, die solch systematische Fälschung zukünftig unmöglich machen sollten. Auf der Suche nach potenziellen Gefahrenquellen widmete sich eine eigens dafür eingesetzte Aufklärungskommission unterschiedlichen Bereichen: dem Faktencheck beim *Spiegel*, den strukturellen Gegebenheiten im Journalismus, selbst der charakterlichen Disposition des Claas Relotius.

Auf die Frage aber, wie es so weit kommen konnte, lautet die erste Antwort im Abschlussbericht dieser Kommission, dass die Gattung schuld sei, die Reportage (vgl. Fehrle, Höges, und Weigel 2019, 137).

Einst Königsdisziplin des Journalismus, ist die Reportage durch den Fall Relotius in Misskredit geraten. Der Hauptkritikpunkt dabei ist, dass die Reportage aufgrund ihrer erzählerischen Verfasstheit die Verfälschung von Fakten geradezu forcieren, dass sie zu literarisch sei. Tatsächlich hat die Reportage im Verlauf des 20. Jahrhunderts auch mehrfach Eingang in die Literatur gefunden. Insbesondere in der Zwischenkriegszeit orientierten sich Vertreter\_innen der Neuen Sachlichkeit, wie Alfred Döblin oder Vicky Baum, in ihren literarischen Texten an den Darstellungsweisen der Reportage. Doch ist die Reportage auch hier nicht nur wohlwollend aufgenommen worden. Linke Intellektuelle, wie Walter Benjamin, Siegfried Kracauer oder Georg Lukács, haben sich vehement gegen ihre Adaption für die Literatur ausgesprochen. Diesen Kritiken wiederum liegt die Bestimmung der Reportage als berichtender Gattung zugrunde, was ihre Brauchbarkeit – für die Literatur, aber auch ganz grundsätzlich – in Zweifel zieht.

2/13

Die Reportage ist also einer zweifachen Kritik ausgesetzt: Vom Standpunkt des Journalismus aus ist sie zu erzählend, vom Standpunkt der Literatur aus zu berichtend. Jede dieser Kritiken basiert auf einer je anderen Vorstellung davon, wie eine (gute) Reportage auszusehen hat und was ihre Aufgabe ist, wozu sie also gebraucht wird. Dass die Reportage eine Gebrauchsgattung ist und eine bestimmte Funktion erfüllen soll, ist wohl niemals je bestritten worden; die Bestimmung dieses Gebrauchs scheint allerdings überaus Streitbar: Soll sie berichten und Fakten liefern oder soll sie durch das Erzählen von Geschichten Thematiken greifbar machen?

Diesem Widerspruch wird im Folgenden nachgegangen, indem unterschiedliche Kritiken an der Reportage – als zu literarisch oder zu berichtend – beleuchtet werden. Die Reportage wird so einerseits im Spannungsfeld zwischen Journalismus und Literatur situiert. Andererseits können dadurch die damit einhergehenden Ansprüche an die Literatur und den Journalismus erhellt werden. In der hier angestreb-

ten Gegenüberstellung werden dabei nicht nur zwei institutionelle Positionen miteinander kontrastiert, sondern auch zwei historisch verschiedene: Die aktuellen Auseinandersetzungen des Journalismus im Zuge der Relotius-Affäre mit den literaturtheoretischen Reflexionen aus der Zwischenkriegszeit. Wie sich zeigen wird, können Letztere in profunder Weise auf gegenwärtige Vorurteile antworten. Darüber hinaus geraten die Reportage und ihre Kritiken als historisch veränderbare in den Blick. Davon ausgehend wird in einem letzten Schritt ausgelotet, ob die dieser Tage so in Verfall geratene Reportage gegenwärtig nicht doch Möglichkeiten für eine progressive Intervention bieten kann.

## **Die Reportage ist keine Fotografie**

Die Aufklärungskommission des *Spiegel* geht in ihrem Bericht in aller Strenge gegen die Reportage vor. Doch bevor sie ihr Urteil sprechen, denken die Autor\_innen auch über die Berechtigung der Gattung nach: Die Reportage hat da, „wo es etwas zu sehen, zu hören, zu erzählen und zu beschreiben gibt, dort, wo Wirklichkeit anschaulich, nachvollziehbar und verständlicher werden soll, ihre Berechtigung“ (Fehrle, Höges, und Weigel 2019, 138). Wirklichkeit ist also auch nach Meinung des *Spiegel* nicht schon von sich aus nachvollziehbar und verständlich. Der Zugang zur Welt bedarf wacher Augen und Ohren, aber auch einer erzählerischen – interpretativen – Aufarbeitung. Diese deskriptive Bestimmung der Reportage wird folgend nicht mehr im Bericht aufgegriffen; sie steht sogar in einem auffälligen Widerspruch zu den normativen Ansprüchen, die die Kommission an die Gattung stellt.

Was die Reportage laut *Spiegel*-Bericht zu einer so „anfällige[n] Stilform“ (ebd., 137) macht, ist, dass sie im Erzählen einer Dramaturgie folgt, dass vorkommende Personen als Figuren entwickelt werden, dass sich also die Reportage „aus dem Werkzeugkasten des Films, der Comics und der Literatur, also der Fiktion“ (ebd., 138) bedient. Bereits die „[s]prachliche Ausschmückung von Szenen oder die Illumination von Orten, Verhältnissen, Gedanken und Beziehungen verwischt die Grenze zur Literatur“ (ebd., 139). Verbissen verteidigen die Autor\_innen die sprachlich un-

verfälschte Faktizität journalistischer Texte und sehen sich bald mit sehr grundlegenden Problemen konfrontiert, denn „[j]edes Adjektiv birgt die Gefahr einer subjektiven Interpretation und öffnet die Tür zur Erfindung“ (ebd., 139). So steht mit der Gattung Reportage plötzlich eine ganze Wortart unter Verdacht.

Hier wird ein Aspekt kenntlich, der schon Monate vor Erscheinen des Berichts in einem Interview mit dem Chefredakteur der *Zeit*, Giovanni di Lorenzo, virulent geworden ist. Kurz nach Bekanntwerden des Falls Relotius wirft er dem *Spiegel* vor, selbst die Enthüllungsstory sei eine „Mischung aus Kulturreportage und Essay“ und somit „für diese Art der Aufklärung nicht überzeugend“ (Hülsemann, Brauck 2018, 50). Auf die Erwiderung der Interviewer\_innen, dass der Text nichtsdestotrotz auf Fakten beruhe, bemerkt er: „Eine nüchterne Darstellung ohne Atmosphärisches hätte ich passender gefunden, und es hätte mich persönlich auch mehr vom Aufklärungswillen der Redaktion überzeugt“ (ebd.). Ohne tief zu schürfen, stößt der Chefredakteur einer der renommiertesten deutschen Wochenzeitungen hier auf das, was gemeinhin Rhetorik genannt wird: er möchte überzeugt werden und votiert für einen angemessenen Stil. Dabei besteht für di Lorenzo offenbar kein notwendiger Zusammenhang zwischen der Faktizität des Gesagten und seiner Darstellungsweise. Implizit sagt er damit aber auch, dass ein Text in nüchternen Protokollsätzen ebenso wenig zwingend wahr sein muss. Diesbezüglich kann di Lorenzo – gegen seine Intention – natürlich nur Recht gegeben werden. Auch der Berichtsstil bleibt doch Stil, eine bestimmte Art und Weise, Themen zu vermitteln und zugänglich zu machen. Ein Stil im Übrigen, der so typische Merkmale aufweist, dass er sich besonders leicht imitieren lässt und, so könnte hier geschlossen werden, somit auch zur Fälschung einlädt.

Es ist eine doppelte Geste, die hier seitens der Journalist\_innen vollführt wird. Einerseits wird die Rhetorizität auch journalistischer Texte bemerkt, andererseits wird am Anspruch eines nicht-rhetorischen, eines ungeformten Textes festgehalten, der – nach Streichung aller Adjektive – Wahrhaftigkeit verbürgen soll. Da das Verhältnis von Form und Inhalt von den Autor\_innen des Berichts monokausal gedacht wird, kann schlussendlich auch behauptet werden, dass die Reportage „eben nicht

nur eine Form, und damit unschuldig [ist]. Sie verführt zur Fälschung und macht das Aufspüren der Fälschung oder der Verfälschung schwer.“ (Fehrle, Höges, und Weigel 2019, 139) In diesem Setting fungiert Literatur als Sammelbegriff sowohl für alles Erzählende als auch für alles Fiktionale und sogar für Fälschungen. Literatur und Rhetorik werden als Verführerinnen der Wahrhaftigkeit gebrandmarkt und so sind es auch nicht länger Menschen, die Berichte fälschen und lügen, sondern es sind die Reportage und die Sprache selbst.

Nun ließe sich vielleicht augenrollend über die Denunziation der Literatur als Lüge hinweggehen – der Vorwurf trifft sie nicht das erste Mal (vgl. dazu auch Zanetti 2019). Allerdings ist diese Bestimmung hier der Ausgangspunkt für eine Bestimmung des Journalismus, der vorgibt automatisch faktisch und wahr zu sein, wenn er sich von allem „Literarischen“ befreit und sich stattdessen auf nüchterne Darstellungen und Faktenlisten beschränkt. Idealerweise müsste Berichterstattung dementsprechend wie eine Fotografie sein: nicht kommentierend, sondern nur darstellend, abbildend. Die Reportage dagegen interpretiert, sie räumt dem subjektiven Erleben Platz ein und verleiht dem auch sprachlich Ausdruck. Doch so wie für jede Fotografie ein Bildausschnitt ausgewählt und das Dargestellte arrangiert wird, wird auch für jeden noch so nüchternen Bericht vorerst über das Berichtenswerte entschieden, werden Ereignisse gewichtet und in eine Ordnung gebracht. Dieser Vorgang des Formens wird durch die Blattlinie ebenso beeinflusst, wie durch die subjektiven Interessen, aber auch die Sozialisation der Verfasser\_innen. Wenn sich ein Bericht allerdings als neutrale Präsentation nackter Tatsachen gebärdet, wird diese Eingebundenheit in gesellschaftliche Strukturen, in bestimmte Interpretationsmuster verschleiert.

5/13

## **Die Reportage ist eine Fotografie**

Der Vergleich der Reportage mit der Fotografie kommt nicht von ungefähr. Während nämlich der Journalismus unserer Tage zu bedauern scheint, dass die Reportage nicht fotografisch berichtet, kritisierten Theoretiker\_innen der Zwischenkriegszeit die Reportage genau dafür, dass sie wie eine Fotografie ist (vgl. dazu Schütz 1977,

13f.). Wenn Siegfried Kracauer in *Die Angestellten* davon spricht, dass „die Reportage [...] das Leben [photographiert]“ (Kracauer 2013, 16), ist dies keinesfalls als Kompliment gemeint. Für Kracauer beschreibt die Reportage Phänomene nur oberflächlich, weshalb sie auch nichts anderes als eine „mehr oder minder zufällige Beobachtungsfolge“ (ebd., 16) liefert. Zudem können uns diese Einzelbeobachtungen nach Kracauer nichts über die Wirklichkeit sagen, denn „[h]undert Berichte aus einer Fabrik lassen sich nicht zur Wirklichkeit der Fabrik addieren, sondern bleiben bis in alle Ewigkeit hundert Fabrikansichten“ (ebd., 16). In der Reportage werden also die sinnstiftenden Zusammenhänge nicht hergestellt, derer es für eine Erkenntnis der Wirklichkeit vorerst bedarf.

Kracauers Zurückweisung der Reportage in *Die Angestellten* basiert auf einem grundlegenden Zweifel, ihre epistemologischen Möglichkeiten betreffend. Das lässt die Reportage allerdings nicht nur für wissenschaftliche Zwecke, sondern auch für die Literatur fragwürdig werden. So merkt Kracauer kritisch an, dass zeitgenössische Schriftsteller\_innen „kaum einen höheren Ehrgeiz [kennen], als zu berichten“ (ebd., 15). Tatsächlich steht eine Vielzahl an Einwänden gegen die Reportage in der Zwischenkriegszeit in Zusammenhang mit einer Kritik an der damals dominanten Strömung in der Literatur, der Neuen Sachlichkeit. Für deren Autor\_innen sind Rationalität, Objektivität und Wirklichkeitstreue leitende Maxime, in literarische Texte werden häufig authentische Dokumente eingefügt und die Schreibweise ist am Berichtsstil orientiert. Eine der prominentesten Kritiken an einer solchen literarischen Ausrichtung formulierte Georg Lukács im Zuge seiner Auseinandersetzung mit dem damals sehr beliebten Genre Reportage-Roman. Die Reportage, so Lukács, sei zwar „eine absolut berechtigte, unerläßliche Form der Publizistik“ (Lukács 1969, 154), doch hält er die Übertragung ihrer Darstellungsmethoden in die Literatur für problematisch. Dadurch würde es zu einer Vermischung wissenschaftlicher und literarischer Erkenntnismethoden kommen, was im Endeffekt dazu führt, dass weder wissenschaftlichen noch künstlerischen Ansprüchen Genüge getan werden kann (ebd., 156).

Im Gegensatz zu Kracauer bestimmt Lukács die Reportage nicht als rein berichtende Gattung. In der Reportage, so Lukács, werden Einzelbeobachtungen innerhalb eines größeren Zusammenhangs situiert und so die „Verbindung des Allgemeinen und des Besonderen, des Notwendigen und des Zufälligen“ (ebd., 154) geleistet. Wissenschaftlich ist sie dabei insofern, als einerseits dieses Singuläre tatsachengetreu sein muss und andererseits der umfängliche Zusammenhang begrifflich hergestellt werden muss. Literatur ist nach Lukács ebenfalls „an die wahrheitsgetreue Reproduktion der Wirklichkeit gebunden“ (ebd., 157). Im Unterschied zur Reportage heißt dies jedoch nicht, dass in ihr schlicht etwas Beobachtetes nachgestellt wird, sondern dass die gesellschaftliche Realität, ihre „wesentlichen treibenden Kräfte“ (ebd., 157) erfasst und das an ihr Charakteristische in Form von Typen dargestellt wird. Gestaltend ist die Literatur dabei insofern, als diese idealisierten Typen in der Realität zumeist nicht zu finden sind. Was die Literatur damit gegenüber der Reportage auszeichnet und worin für Lukács auch ihr politisches Potenzial besteht, ist, dass sie die Welt nicht einfach widerspiegelt, sondern dass sie ihr den Spiegel vorhält (vgl. dazu auch Lukács 1961, 252).

7/13

Während die Kritiken an der Reportage von Kracauer und Lukács auf einer Bestimmung ihrer Gattungsmerkmale basieren, geht ein weiterer Denker der Zwischenkriegszeit die Frage von einer anderen Seite an. Walter Benjamin hat ebenfalls weitreichende Einwände sowohl gegen die Reportage als auch gegen die Neue Sachlichkeit hervorgebracht. In „Der Autor als Produzent“ spricht er davon, dass beidem weder künstlerisches noch erkenntnistheoretisches und erst recht kein politisches Potenzial zukommt – und zwar aufgrund ihrer spezifischen Ausprägung unter kapitalistischen Verhältnissen. Benjamin beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit dem Verhältnis von Literatur und Tendenz, also ihrem politischen Engagement. Dabei ist für ihn vor allem relevant, wie sich eine bestimmte Gattung oder Darstellungsweise zu den gesellschaftlichen Verhältnissen verhält; nicht, ob sie diese (inhaltlich) affirmiert oder kritisiert, sondern „wie [...] sie *in* ihnen [steht]“ (Benjamin 1991, 686, Herv.i.O.). Benjamin weist Formen dokumentarischen Schreibens nicht per se zurück. Im Deutschland der Zwischenkriegszeit allerdings beurteilt er diese Literatur

und mit ihr die Reportage als Modeerscheinungen, die „gar keine andere gesellschaftliche Funktion [besitzen], als der politischen Situation immer neue Effekte zur Unterhaltung des Publikums abzugewinnen“ (ebd., 692). Selbst die engagierten Autor\_innen, die beispielsweise die desolaten Lebensbedingungen von Arbeiter\_innen oder Arbeitslosen thematisieren, vermögen für Benjamin die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse nicht anzugreifen. Ganz im Gegenteil bedienen sie sie viel eher, wodurch letzten Endes nicht nur das gezeigte Elend der Zerstreuung und dem Amüsement des Publikums zugeführt wird, sondern sogar der „*Kampf gegen das Elend*“ zum Gegenstand des Konsums“ (ebd., 695, Herv.i.O.) wird.

Anhand der vorgestellten Überlegungen wird deutlich, dass die Kritiker\_innen an der Reportage in der Zwischenkriegszeit gerade in umgekehrter Weise argumentieren, als dies heutzutage der Fall ist. Während Interpretation und sprachliche Gestaltung für die Aufklärungskommission des *Spiegel* die Wahrheit eines Textes bedrohen, ist für die meisten Theoretiker\_innen der Zwischenkriegszeit vollkommen selbstverständlich, dass Wahrheit etwas mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu tun hat. Für Kracauer, Lukács und Benjamin ist die Reportage eine Gattung, die berichtet oder zumindest tatsachengetreu ist. Da diese Tatsachen aber nicht für sich selbst sprechen, kann die Reportage die gesellschaftliche Realität nicht erfassen oder aber sie kann keine politisch-emanzipatorische Wirksamkeit entfalten. Beides sind für die vorgestellten Denker normativ beanspruchte Charakteristika der Literatur, weshalb die Reportage für sie eben nicht literarisch ist bzw. es nicht sein darf. In dieser Hinsicht können die Überlegungen als Antwort auf aktuelle Debatten um die Reportage in Stellung gebracht werden: Einerseits gegen die Verurteilung der Literatur, andererseits gegen den in bürgerlichen Medien geforderten Positivismus. Nichtsdestotrotz operieren die referierten Denker im selben Rahmen wie die journalistischen Kritiken – sie schlagen sich bei der Gegenüberstellung von erzählerisch-deutend vs. berichtend-faktisch nur auf die andere Seite. Eine Rehabilitierung der Gattung geht damit freilich nicht einher.

## **Perspektivenwechsel: Parteilichkeit**

Friedrich Kürbisch, Sammler von Arbeiter\_innenliteratur aus Graz, setzt in seiner Auseinandersetzung mit der Reportage einen anderen Akzent. Er war emphatischer Verteidiger der Reportage und hat zu Beginn der 1980er Jahre mehrere Anthologien mit sozialkritischen Reportagen herausgegeben (vgl. Kürbisch 1981a, 1981b, 1983). Kürbischs Überlegungen heben sich von den bisher vorgestellten insofern ab, als er das Potenzial der Reportage in dezidiert abgegrenzter Gattung vom Bericht betont. Er legt dar, dass die (Sozial-)Reportage „zu den frühesten literarischen Äußerungen des Proletariats“ (Kürbisch 1980, 91) gehört. Die längste Zeit fanden nämlich weder Arbeiter\_innen als Autor\_innen noch ihre Erfahrungswelten Eingang in die (bürgerliche Institution) Literatur. Kürbisch erinnert in diesem Zusammenhang an die Reportagen von Max Winter oder Viktor Adler, in denen der Lebensalltag von Wiener Arbeiter\_innen um die Jahrhundertwende beschrieben wird. Hier lässt sich anschließen: In der Zwischenkriegszeit boten journalistische Tätigkeiten auch vielen Frauen, z.B. Gabriele Tergit oder Gina Kaus, die Möglichkeit, sich erstmals schreibend erhalten und als Autorinnen etablieren zu können (vgl. dazu z.B. Becker 2003). Über das Verfassen von Reportagen konnten sich also bestimmte gesellschaftliche Gruppen eine Öffentlichkeit erobern und die engen Grenzen des literarischen Bereichs umgehen.

Neben diesem historischen und institutionellen Hinweis nimmt Kürbisch auch eine normative Bestimmung der Reportage, genauer, der Sozialreportage, vor und benennt dabei drei Merkmale: Zum einen muss das Dargestellte auf Augenzeug\_innenschaft beruhen. Zum anderen ist die (Sozial-)Reportage darum bemüht, diejenigen sichtbar zu machen, die sonst aus der kulturellen Produktion ausgeschlossen sind. Das wichtigste Merkmal der (Sozial-)Reportage ist für Kürbisch aber, dass sie nicht „die ‚nackten Tatsachen‘, also die erkundeten Fakten, lediglich mit einem sozialen oder gar sentimentalischen Mäntelchen umhüllt“ (Kürbisch 1980, 89). Stattdessen zeichnet sie sich durch die „Parteinahme des Verfassers“ (Kürbisch 1980, 89) aus.

Für Kürbisch ist die (Sozial-)Reportage eine engagierte Gattung, die auf eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse abzielt. Unter Parteilichkeit versteht er in diesem Zusammenhang, dass „an das Ende [einer Reportage, Anm. StM] – sei es offen oder verdeckt – bewußt eine politische Forderung gestellt ist“ (Kürbisch 1981a, 11). Wird Parteinahme als Kriterium der Reportage einbezogen, verändern sich die Möglichkeiten der Kritik an konkreten Reportagen. Nicht, ob diese zu berichtend oder zu erzählend sind, sondern für wen oder was sie Partei ergreifen, rückt so in den Blick. Was das Einmahlen von Parteilichkeit für aktuelle Debatten so interessant macht, ist die damit einhergehende Transparenz politischer Positionierungen.

Transparenz ist auch eine Forderung aus dem Abschlussbericht des *Spiegel* zur Relotius-Affäre. Doch verstehen die Autor\_innen darunter die Offenlegung der verwendeten Quellen (vgl. Fehle, Höges, und Weigel 2019, 140). Dagegen ist zwar nicht per se etwas einzuwenden, doch ließe sich mit Kürbisch darauf antworten, dass das eben nicht genug ist. Im *Spiegel*-Bericht wird diese gewünschte Anpassung an wissenschaftliche Konventionen zudem mit dem Wunsch nach einem zweifelsfreien Beweis enggeführt, denn, so die Autor\_innen, „[m]ehr denn je braucht diese Welt Information, Analyse, Wissen, Erkenntnis“ (ebd., S. 140). Doch, so muss hier zurückgefragt werden, ist das im heutigen Informationszeitalter, wo Wissen so leicht und barrierefrei wie kaum je zuvor in der Menschheitsgeschichte zugänglich ist, wirklich das Problem? Statt an Information scheint es dieser Tage viel eher an Urteilsfähigkeit zu mangeln, an der Kompetenz, Gelesenes oder Gehörtes kritisch zu hinterfragen, zu reflektieren und einzuordnen. Urteilsfähigkeit wird allerdings kaum durch Texte gefördert, die mit biblischer Gewissheit erklären, was ist. Transparent gemachte Parteilichkeit könnte dahingegen dazu beitragen, Dargestelltes als politischen Gegenstand vorerst zur Diskussion zu stellen. Während „Fakten“ nämlich in keiner Weise zur Auseinandersetzung einladen – sie können höchstens zurückgewiesen werden –, würde die Frage nach der Deutung und Beurteilung des Gezeigten so in den Vordergrund treten.

Trotz aller Fürsprache war Kürbisch selbst nicht sehr optimistisch, was die Durchschlagskraft der Reportage für die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse

anbelangt. Auf die Frage hin, ob die Reportage „die Menschen weniger dumm und weniger gemein gemacht, also Einfluß auf die Zeit genommen hat“ antwortet er: „Die Zeit treibt die Reportage vor sich her, nicht umgekehrt“ (Kürbisch 1981a, 14). Kürbisch erinnert hier daran, dass die Gattung Reportage mit Gesellschaft und mit historisch veränderbaren Wahrnehmungsweisen in Zusammenhang steht. So ist Benjamins Kritik vor allem dadurch motiviert, dass die Reportage in der Zwischenkriegszeit vielfach das Sensations- und Unterhaltungsbedürfnis von Leser\_innen bedient. Bis auf wenige Ausnahmen geht die Reportage, so die Einschätzung, konform mit den dominanten Repräsentationsformen von Wirklichkeit (vgl. dazu auch Schütz 1977, 36ff.). Doch, dies zeigt gerade die Auseinandersetzung im Bericht des *Spiegel*, sie kann sich auch gegen diese sperren. Aktuell ist die Reportage eine Gattung, die sich dem Bedürfnis nach unumstößlichen Wahrheiten und nach Tatsachen, die für sich selbst sprechen, widersetzt. Sofern sie Partei ergreift, kann sie zudem die behandelten Thematiken als Gegenstände politischer Auseinandersetzung explizit machen. Damit wäre auch eine mögliche – progressive – Gebrauchsweise der Reportage benannt: Ihr Potenzial besteht heute gerade darin, dass sie die Vorstellung von einer faktisch-reinen und neutralen Darstellung provoziert und stattdessen eine kritische Rezeptionshaltung fordert.<sup>1</sup>

11/13

**Stephanie Marx** ist Universitätsassistentin am Institut für Germanistik der Universität Wien. Ihre Dissertation verfasst sie zum Thema „Literatur in der Wahrheitskrise. Das Verhältnis von Wahrheit und Politik in der Neuen Sachlichkeit“.

---

<sup>1</sup> Für ihre genauen Lektüren und wertvollen Hinweise zu diesem Text danke ich Kira Kaufmann, Elke Rajal und den Lektorinnen von *undercurrents*, Annika Klanke und Michaela Hartl.

## Literaturverzeichnis

- Becker 2003:** Sabina Becker: „...zu den Problemen der Realität zugelassen‘ Autorinnen in der Neuen Sachlichkeit“. In: *Autorinnen der Weimarer Republik*. Hg. von Walter Fähnders und Helga Karrenbrock. Bielefeld: Aisthesis, S. 187–213.
- Benjamin, Walter:** „Der Autor als Produzent“ [1934]. In: W.B.: *Gesammelte Schriften*. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. 2: *Aufsätze, Essays, Vorträge*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 683–701.
- Bouhs 2019:** Daniel Bouhs: „Erfundene Reportagen und ihr langer Widerhall“ (18.12.2019). In: *Deutschlandfunk*. URL: [https://www.deutschlandfunk.de/ein-jahr-nach-dem-fall-relotius-erfundene-reportagen-und.724.de.html?dram:article\\_id=466192](https://www.deutschlandfunk.de/ein-jahr-nach-dem-fall-relotius-erfundene-reportagen-und.724.de.html?dram:article_id=466192) (zuletzt aufgerufen am 14.04.2020).
- Fehrlé, Höges, Weigel 2019:** Brigitte Fehrlé, Clemens Höges, und Stefan Weigel: „Der Fall Relotius. Abschlussbericht der Aufklärungskommission“. In: *Der Spiegel* (22, 22.05.2019), S. 130–146.
- Hülsen, Brauck 2018:** Isabell Hülsen und Markus Brauck: „Warum gehen nicht irgendwann die Alarmglocken an?“ Interview mit Giovanni di Lorenzo.“ In: *Der Spiegel* (52, 22.12.2018), S. 49–51.
- Kracauer 2013:** Siegfried Kracauer: *Die Angestellten* [1930]. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kürbisch 1980:** Friedrich G. Kürbisch: „Sozialkritische Reportagen in der deutschsprachigen Arbeiterliteratur. Max Winter – Heinrich Holec – Maria Leitner“. In *Arbeiterbewegung und Arbeiterdichtung. Referate. Gehalten in Mattersburg (Burgenland) am*

4. und 5. September 1980 im Rahmen des gleichnamigen Symposiums. Hg. von Nikolaus Britz. München: Die Brücke, S. 85–103.

**Kürbisch 1981a:** Friedrich G. Kürbisch (Hg.): Dieses Land schläft einen unruhigen Schlaf. Sozialreportagen 1918-45. Berlin, Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.

**Kürbisch 1981b:** Friedrich G. Kürbisch (Hg.): *Erkundungen in einem unbekanntem Land. Sozialreportagen von 1945 bis heute.* Berlin, Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.

**Kürbisch 1983:** Friedrich G. Kürbisch (Hg.): *Entlassen ins Nichts. Reportagen über Arbeitslosigkeit 1918 bis heute.* Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.

**Lukács 1961:** Georg Lukács: „Vorwort zu ‚Balzac und der französische Realismus‘“ [1952]. In: *Schriften zur Literatursoziologie.* Hg. von Peter Ludz. Neuwied: Luchterhand, S. 241–253.

13/13

**Lukács 1969:** Georg Lukács: „Reportage oder Gestaltung? Kritische Bemerkungen anlässlich eines Romans von Ottwalt“ [1932]. In: *Marxismus und Literatur. Eine Dokumentation in drei Bänden.* Hg. von Fritz J. Raddatz. Reinbek: Rowohlt, S. 150–158.

**Schütz 1977:** Erhard Schütz: *Kritik der literarischen Reportage. Reportagen und Reiseberichte aus der Weimarer Republik über die USA und die Sowjetunion.* München: Fink.

**Zanetti 2019:** Sandro Zanetti: „Geschichtengläubigkeit. Was Literatur zum Storytelling zu sagen hat“ (14.07.2019). In: *Geschichte der Gegenwart.* URL: <https://geschichtedergewenwart.ch/geschichtenglaebigkeit-was-literatur-zum-storytelling-zu-sagen-hat/> (zuletzt aufgerufen am 12.02.2020).